Rama-Brot macht Wangen rot

1. Jahrgang Nummer 12

Jugendschrift zur Unterhaltung und Belehrung

Mütterchen

Von Rainer Maria Rilke

Wir saßen beisammen im Dämmerlichte,
„Mütterchen", schmeichelte ich „nicht wahr,
Du erzählst mir noch einmal die schöne Geschichte
Von der Prinzessin mit goldnem Haar?"—

Seit Mütterchen tot ist, durch dämmernde Tage
Führt mich die Sehnsucht, die blasse Frau;
Und von der schönen Prinzessin die Sage
Weiß sie wie Mütterchen — ganz genau.

(Inselverlag Leipzig.)

Henriette Feuerbach

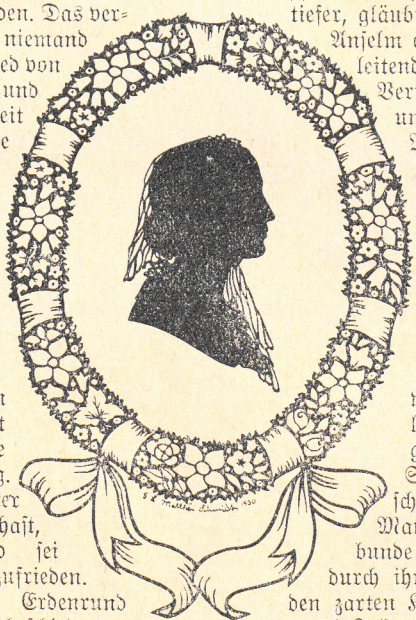
Leben und Lieben einer berühmten Mutter

Von Walter Guise

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht,
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.
So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen. (A. v. Droste-Hülshoff)

Die Liebe zur Mutter hat gerade bei unsern Dichtern und Malern in ihren herrlichsten Schöpfungen Gestalt gefunden. Das verwundert uns nicht; denn niemand ist ja berufener, das hohe Lied von der Mutterliebe zu singen und ihre allbezwingende Heiligkeit zu rühmen, als der schaffende Künstler, dessen empfindsame Seele Glück und Leid und Leben einer Mutter liebender noch als alle andern um sie her zu begreifen und nachzufühlen befähigt ist. Die schönen Verse klingen heute noch, mit denen Friedrich Wilhelm Kaulisch in jener bitteren Mainacht des Jahres 1851 das tote Kleinod seines Lebens besang.



Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden.
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden . . .

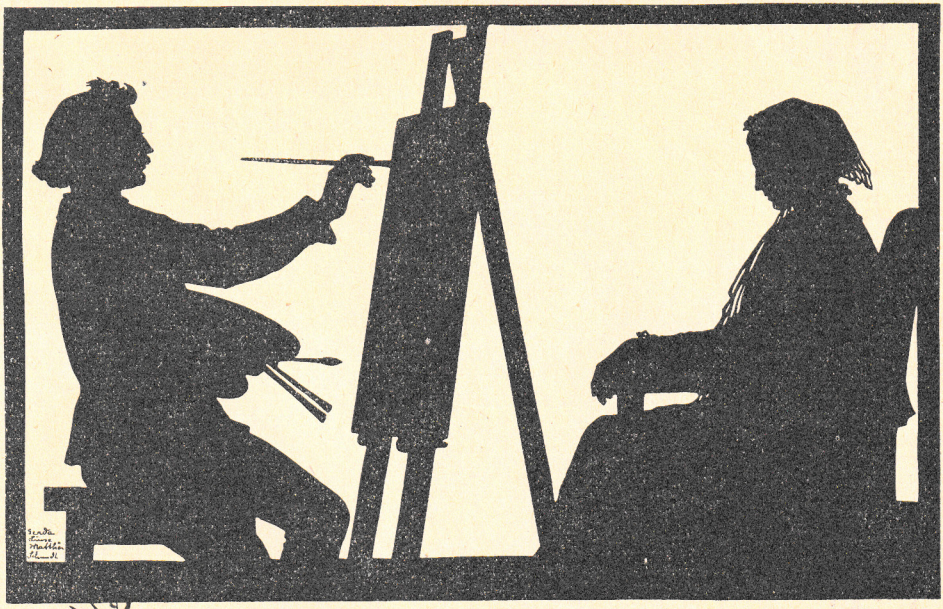
Aber nun wollen wir von der Mutter solches Begnadeten plaudern. Henriette Feuerbach geborene Heydenreich, die allenthalben so schön als Mutter unseres großen Malers gefeiert wird, ist in Wahrheit seine Stiefmutter gewesen. Man erzählt von ihr, daß sie, edelmütig und opferbereit ohnegleichen, zeitlebens von tiefer, gläubiger Liebe zu ihrem Sohne Anselm erfüllt, sein ernster, milder, leitender Engel war, dessen feines Verständnis für die Hoffnungen und Leiden Feuerbachs, des Menschen und Künstlers, in treuer Sorge und nie ermüdender Förderung seinen herrlichsten Ausdruck gefunden hat.

Es war im Jahre 1832, als Henriette Heydenreich den Vater unseres berühmten Meisters in Speyer kennenlernte, wo er als Gymnasiallehrer und Erforscher griechischer Kunst seinen Studien lebte. Und daß die schöne Frau dem kränkelnden Manne die Hand zum Lebensbunde reichte, ist gewiß nicht zuletzt durch ihr herzliches Mitleiden für den zarten Knaben Anselm und seine nur zwei Jahre ältere Schwester bestimmt worden. Frühzeitig an Entsagungen gewöhnt, ertrug sie reuelos und allzeit frohgemut das harte Schicksal ihrer Ehe, entäußerte sich aller persönlichen Wünsche, immer nur der Fürsorge um das leibliche Wohl und

die geistige Entwicklung ihres jungen Anselm hingegeben, dessen künstlerische Fähigkeiten wohl niemand so bestimmt vorgeahnt hatte wie sie. — Über den Tod seines Vaters hinaus, im harten Kampf mit allen Sorgen des Alltags, errang sie ihm dennoch die Mittel zum Studium seiner geliebten Kunst und schreckte vor keiner Entbehrung zurück, weil sie mit ihrer Liebe immer und ganz dem begabten Sohne gehörte, für dessen Aufstieg ihr kein Opfer groß genug erschien. Und mit welcher Herzlichkeit Anselm diese Liebe zu erwidern wußte, davon zeugt sein dankbarer Brief aus dem fernen Italien, in dem es wörtlich heißt:

„. . . Ach, liebe, liebe Mutter, Du arbeitest doch nicht über Deine Kräfte, so viel böse Träume ängstigen mich . . . Ich fühle mich oft sehr allein, doch stärkt mich der Gedanke an Deine Liebe und an Deine Kraft und Tätigkeit. — Liebste Mutter, nur strenge Dich nicht zu sehr an; kann ich gar nichts helfen? . . . Wenn Du nur Vertrauen in mich setzt, daß ich etwas werde auf dem Wege, den Du in den Bildern siehst, und wenn Du nur die Überzeugung hast, daß ich fleißig war und bin. Sei ja ganz offen und betreffs des Geldes — . . . Möge das Briefchen recht bald zu Dir gelangen und meine herzlichsten Grüße, ängstige Dich nicht um mich, und bleibe frisch und gesund, und, liebe Mutter, strenge Dich nicht zu sehr an, ich bitte Dich flehentlich".

Sie ist willig und fromm durch viel Leid gegangen mit ihm, hat den Kranken gepflegt in bangen Stunden und ihn immer wieder aufzurichten gewußt, wenn er schon am Verzweifeln war, hat nach seinem frühzeitigen Tode mit feinem Verständnis und großer Umsicht das künstlerische Werk ihres Lieblings verwaltet — und ist doch nur eine Stiefmutter gewesen, das schöne Musterbild jener stillen Frauen, deren mütterliche Opferwilligkeit nicht nur im häuslichen Leben, sondern auch in manchem unserer deutschen Märchen so oft und mit Unrecht verdächtigt und mißachtet wird.



Anselm Feuerbach malt seine Mutter.

„Pitt, der Junge und Pott, der Hund"

Von Joe Lederer

2. Im Feld steht ein Gespenst

Herr Pott und Pitt, zwei kleine Vagabunden,
waren schon viele Stunden lang marschiert,
hatten am Straßenrand gegessen und geruht,
jedoch an Abenteuern war noch nichts passiert.
Sie gingen weiter, Pitt sang Wanderlieder—
so ward es Abend, und die Nacht sank nieder.

„Bald kommt ein Dorf, ich sehe schon die Lichter
Dort wird uns sicher jemand Obdach geben",
erklärte Pitt und streichelte Herrn Pott.
„Pott, es ist schön, zu wandern und zu leben!
Und wenn uns auch ein Drache überfällt,
oh Pott, ich habe Mut, ich bin ein Held!"

Herr Pott, vor Kampflust knurrend, lief ins Feld
und fand ...? Fand das Gespenst, das Pitt erschreckt:
ach, das Gespenst war eine Vogelscheuche,
ein Holzgestell, auf das ein Hemd gesteckt!
Pott bellte laut, Pitt lachte. Doppelt heiter
zogen die Freunde nun des Weges weiter.

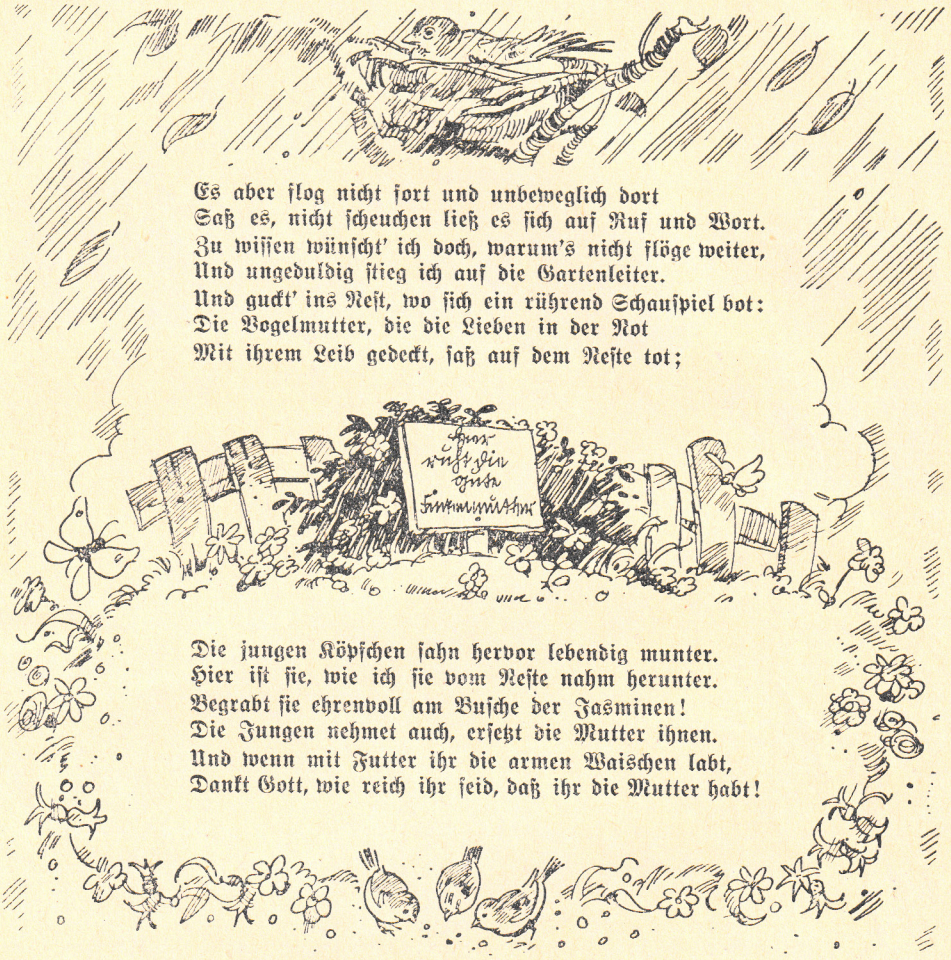
Doch jetzt verstummte Pitt und sah ins Dunkel.
Was regte sich denn dort? Was hatte jetzt [geglänzt?
Im Nachtwind wehte weiß eine Gestalt!
„Hilfe" schrie Pitt. „Im Feld steht ein Gespenst!
Wir sind verloren, Pott, das Dorf ist fern.
Die guten Geister loben Gott, den Herrn!"

Das Finkenweibchen

von Fr. Rückert

Ein Beispiel, das ich sah von Mutterlieb', ihr Kinder!
Vernehmt's, und denkt, euch liebt nicht eure Mutter minder!
Ich war im Gartenhaus, an dem der Birnbaum steht,
Auf dem ich hatte längst ein Finkennest erspäht,
Mit unschuldvoller List im Moos des Stamms versteckt;
Daß ihr's nicht störetet, hab ich's euch nicht entdeckt:
Es waren schon darin fünf Finklein ausgeheckt.

Mit Freude fliegen sah ich ab und zu die Mutter;
Wie euch die eurige, gab sie den ihren Futter.
Im Fenster stand ich nun, geflüchtet vor dem Regen,
Der niedergoß, erregt von starken Donnerschlägen.
Da flog im Sturm herbei mit Hast das Finkenweib,
Und schirmte Nest und Brut mit ihrem kleinen Leib.
Es spreitete so breit es konnte sein Gefieder,
Und in des Halses Flaum steckt es sein Köpfchen nieder.
So wie es sich als Schild gewölbet ob den Seinen,
Trotzt' es dem Regen erst und dann den Hagelsteinen.
Die Hagelsteine sturmgeschleudert rasselten,
Daß vom gepeitschten Baum die Blätter prasselten.
Der Stamm im Winde schwankt; und auf dem Stamm das [Nest,
Die Mutter aber saß auf ihren Jungen fest.
Sie ließ den Ungestüm des Himmels sich ergießen,
Geduldig, nur bedacht, sich um ihr Nest zu schließen.
Und als es ausgetobt, sprach ich: Gott sei gelobt!
In einem Vogel hat sich hier die Lieb' erprobt.
Die Liebe nur, und nur die Mutterlieb' allein
Vermochte das, nun auf, und fleug, o Vögelein!
Die Luft ist rein; nach Wetter Sonnenschein.



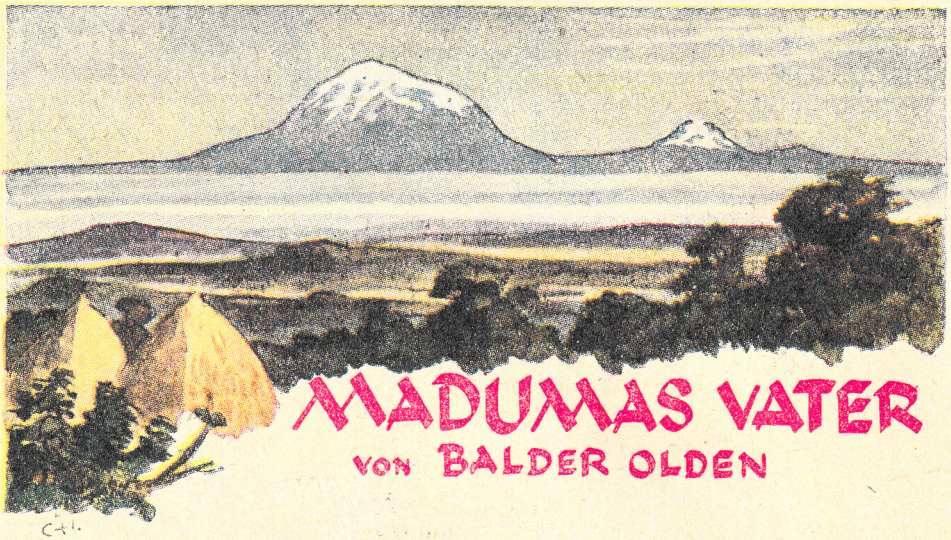
Es aber flog nicht fort und unbeweglich dort
Saß es, nicht scheuchen ließ es sich auf Ruf und Wort.
Zu wissen wünscht' ich doch, warum's nicht flöge weiter,
Und ungeduldig stieg ich auf die Gartenleiter.
Und guckt' ins Nest, wo sich ein rührend Schauspiel bot:
Die Vogelmutter, die die Lieben in der Not
Mit ihrem Leib gedeckt, saß auf dem Neste tot;

Die jungen Köpfchen sahn hervor lebendig munter.
Hier ist sie, wie ich sie vom Neste nahm herunter.
Begrabt sie ehrenvoll am Busche der Jasminen!
Die Jungen nehmet auch, ersetzt die Mutter ihnen.
Und wenn mit Futter ihr die armen Waischen labt,
Dankt Gott, wie reich ihr seid, daß ihr die Mutter habt!

Zur Schulzeit war's

Zur Schulzeit war's, doch in den Jahren,
Da manchem von uns schon der erste Flaum
Zart auf der Oberlippe sproßte.
Wir alle hatten treffliche Gewohnheit:
Wir grüßten uns auf hundert Meter schon.
Und wenn von Haus die kluge Rede war,
So klang's: „Mein alter Herr" und „Meine alte Dame".
Nur ich sprach stets von: meiner Mutter.
Das klang wohl schlicht
Und nicht so flott und so erwachsen
Wie „alter Herr" und „meine alte Dame".
Ich weiß es gut: ich hab mich oft geschämt,
Daß ich kein forscher Bursch war wie die andern
Und niemals anders sprach als: meine Mutter,
Und wußte nicht, daß ich doch hätte
So stolz sein können.

Otto Heinz Palm



MADUMAS VATER

von BALDER OLDEN

Bisheriger Verlauf der Erzählung

Aus seiner alten Heimat Afrika ausgewiesen, wohnt Missionar Schukrin mit seiner Familie jetzt in Hannover. „Tunarudi", wir kehren zurück, haben die drei beim Verlassen Afrikas ihren schwarzen Freunden zugerufen und „Tunarudi" ist auch jetzt noch das tägliche Losungswort in der Familie. Endlich kommt die langersehnte Botschaft: „Heim nach Boloti".

Frau Schukrins Bruder, Onkel Gregorius, ist in Afrika verschollen. „Bwana Raffiki" so nannten ihn die Schwarzen, stand im Kampf gegen die Engländer, wurde gefangengenommen, war aber eines Tages spurlos verschwunden. Seine kleine Tochter „Maduma" aber wächst unter der Obhut der Eingeborenen heran.

Rudi ist fest davon überzeugt, daß sein Onkel noch lebt. — Wieder in Afrika! Arbeit und tausend interessante Dinge treffen Schukrins an. Der Jubel der Schwarzen über ihre Ankunft ist groß.

Mit Feuereifer geht es an den Hausbau. Auch hierbei stehen ihm seine schwarzen Nachbarn tatkräftig zur Seite. „Jumbe", der Dorfschulze, kommt zur feierlichen Begrüßung. Auch „Sefu", Herrn Schukrins früherer Diener und das einst im Kriege erbeutete Maultier fehlen nicht. Nur die kleine „Maduma", Onkel Gregorius Töchterchen, fehlt. Wo mag das Kind stecken?

„Maduma" wird von Frau Schukrin reich beschenkt, doch bleibt sie scheu und stolz. Sie mag von den Weißen nichts wissen.

Zu Rudi gesellt sich der gleichaltrige „Muhmadi". Rudi prahlt vor „Muhmadi" mit seinen Schulkenntnissen. „Muhmadi" versteht, was weit wichtiger ist, drei Eingeborenensprachen, kann Fährtenlesen.

Rudi fordert „Muhmadi" zum Wettlauf heraus. Aber das wird ein großer Reinfall für den kleinen Rudi, denn „Muhmadi" ist flink wie eine Gazelle.

„Maduma" fordert von den Weißen eine Wunderseife, damit sie ihre braune Hautfarbe abwaschen kann.

Aus allen Dörfern kommen die Schwarzen. Das Pflanzen beginnt, und auch das Haus ist schon fix und fertig. Rudi muß zwischendurch fürchtig lernen, um später in Deutschland sein Examen zu machen. Die kleinen Bolotikinder und „Maduma" kommen zu Rudi in die Schule. „Maduma" ist fleißig, aber auch immer noch sehr stolz. Frau Schukrin bemüht sich vergebens, das Herz der kleinen „Maduma" zu gewinnen. Die Kinder lernen von Rudi die Morseschrift.

(4. Fortsetzung.)

Dabei wurde Maduma Zwang angetan — zum Unterricht mußte sie kommen, mochte sie auch sonst einen Bogen um Schukrins Haus und Garten machen, mochte sie aus ihren goldenen Augen noch so böse und gleichgültig in die blauen Augen der großen Mamma starren. Sie gehorchte, denn sich strafen zu lassen, war Maduma viel zu stolz. Von ihren schwarzen Pflegeeltern wurde sie wie eine Prinzessin gehalten!

Seltsam; sie kam nicht nur zum Unterricht, dessen Oberleitung natürlich die große Mamma hatte, — sie paßte auch auf wie selten ein europäisches Schulkind, war ehrgeizig, ihren Mitschülern immer voraus zu sein. Das war schwer: die schwarzen Kinder kamen so leicht vorwärts, als würde das Wissen ihnen mit dem Nürnberger Trichter eingeflößt. Schulmeister Rudi fing an, sich für ein pädagogisches Genie zu halten, wenn er die Fortschritte seiner Schüler mit denen verglich, die er selbst als ABC-Schütze gemacht hatte.

Bald kappten die Eltern ein wenig seinen Stolz. Es sei altbekannt, daß schwarze Kinder sich rascher und leichter entwickeln als weiße, alle Anfangsgründe spielend lernen

„Auf einmal ist dann Schluß" erklärte der Vater. „In den fünfzehnjährigen Negerkopf geht fast nichts mehr hinein."

Im Europäerhaus mußte Maduma ein Gewand tragen, eins der bunten Tücher, die ihr die hohe Mamma aus Europa mitgebracht hatte. Sie schämte sich anfangs — blank und braun, nur ein Band um die Hüften wie die Negerkinder, erschien sie mit ihrer Tasche, mit Fibel und Tafel, zum Unterricht, kam täglich ganz urwaldscheu aus dem Glanz der Morgensonne. Dann saß sie verhüllt, als wäre ihr kleiner Körper zu schlecht, sich zu zeigen. Nach dem Unterricht ging es blitzschnell wie bei jenem ersten Besuch: herunter das „Lappalapp", das nur Erwachsenen zukam, in Falten gelegt und verwahrt! Danach auf nackten Füßen, flinker als die Buben, in ihren Urwaldschatten zurück! Die deutschen Worte, die sie als ganz kleines Kind schon gehört, flogen ihr zu wie Lesen und Schreiben. Sie verstand alles, was Mama und Rudi sich sagten, verbarg auch keineswegs, daß sie es verstand. Aber sie selbst sprach nur Ki-Suaheli.

Einmal drohte die große Mamma mit der Rute: du sollst die Sprache deines Vaters sprechen!

Es war eine frische, eigens für diese Unterredung geschnittene Rute!

Maduma bebte und weinte nicht. Ihr Gesichtchen wurde so hart wie sonst nur das Gesicht eines alten Menschen, der viel Enttäuschung gelitten hat. Ihre Pupillen verkrochen sich starr in den Augenwinkeln, nur in ihrer spröden Stimme zitterte etwas, nicht Angst, sondern Haß:

„Ich will meinen Papa zurück!"

Eben noch hatte Mamma ganz ernst daran gedacht, Maduma eine Mutterlektion zu geben, so scharf, daß das Kind sie nie vergessen würde. Sie war müde des Bettelns und Werbens, sie war gekränkt, als wäre Maduma eine erwachsene Frau.

Jetzt — auf diesen Ruf voll Haß hin — kniete sie plötzlich neben Maduma, schlang beide Arme um sie, küßte und weinte über das Meerschaumgesicht hin. Es war ja so traurig, was sie jetzt erlebt hatte! Hundertmal wohl, immer vergeblich, hatte sie nach Gregorius gefragt! Immer noch hoffte sie, daß er doch noch lebte, irgendwo atmete. Auch das Kind also hoffte noch.

Maduma aber litt nur Umarmung und Zärtlichkeiten, erwiderte sie nicht. Der Krampf aus ihren Gliedern löste sich, Kinn und Ellbogen wurden weich, als sollte sie ohnmächtig werden. Schon dachte Frau Schukrin an Riechsalz und Baldriantropfen, da war der Anfall vorüber.

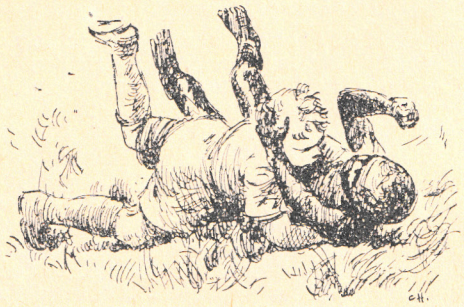
Einen Schritt trat Maduma zurück, legte ihr Gewand ab, war so stolz und schön wie eine junge Gazelle. Sie sah Frau Schukrin und ihre Rute nicht, als sie trotzig wiederholte „Meinen Papa!" und dann wie eine Siegerin davonging. Brot, Milch und Früchte waren ihr keinen Blick wert, der Hirsebrei in der Schensihütte war ihr lieber.

Im Rücken hörte sie, ohne sich umzuwenden, der großen Mamma helles Weinen und Rufen „Maduma! Maduma!"

„Liebt sie uns gar nicht, Muhmadi?" fragte später die hohe Mamma den Freund und Bruder ihres Bruderkindes.

Vorsichtig und abwägend, ein echter Neger, erklärte der Bub:

„Sie liebt euch sehr, aber haßt euch ein wenig."



Rudi findet einen Blutsfreund

Am Waldrand, keine fünfzig Schritte voneinander, hatten Rudi und Muhmadi ihre Heliostationen errichtet. Mit der ersten Warensendung — Schukrins wollten jetzt neben der Pflanzung auch einen Eingeborenenladen, eine „Duka", führen — war auf Pastor Schukrins Rücken eine Kiste voll runder Spiegel gekommen, die leicht beweglich in Scharnieren hingen. Der Vater gab gern zwei davon ab, lehrte, sie aufzustellen, half bei diesem Spiel mit Rat und Tat.

Er hätte ja so gern, so furchtbar gern viele Stunden lang mitgespielt, war den Buben fast neidisch um ihren herrlichen Sport, ihr Wettrennen, Tiere beschleichen und belauern, Vogelstimmen nachahmen — beim Spielen war er ihnen ganz gleichaltrig, ehrgeizig und leidenschaftlich bei jeder Sache. Aber je mehr Arbeiter sich einfanden, — und die Schar wuchs täglich —, desto weniger Stunden hatte der Tag für ihn. Erträgnisse seiner Pflanzung waren in weiter Sicht, sein Kapital gering. Es kam darauf an, schleunigst Einnahmen zu erreichen! Eine große Gärtnerei war angelegt — Kohl und Erbsen, Salate und Radieschen sproßten der ersten Ernte entgegen, die bald in Aruscha auf den Markt kommen sollte. Europäisches Gemüse war stets begehrt.

Aus Wellblechwänden wurde die „Duka" zusammengehämmert, daß es tief und erschreckend in den Urwald dröhnte. Die Neger brauchten vieles und gaben lieber bei ihrem Bwana Heiliges Buch den Arbeitslohn aus als beim Hindukrämer in Aruscha, dem sie nicht trauten, und bei dem jeder Kauf viele Wegstunden kostete.

Tücher und Ketten für die Frauen, Khakianzüge für die Männer, Messingdraht zum Schmuck als Armringe, Beinringe, Halsringe, Tabak und Nahrungsmittel, Salz vor allem, Salz und Zucker — in Boloti lebten ja nicht Wilde, sondern schwarze Bürger von alter Kultur und vielen Kulturbedürfnissen.

Drei Monate lang gab der Großhändler Kredit auf alle Waren — in dieser Zeit mußte das Lager zweimal geräumt und neu gefüllt werden. Pastor Schukrin war immer unterwegs.

Aber casi motto, sehr heiße Arbeit, kostete all das! Mutter und Vater waren auf den Beinen, vom Morgengrauen zur tiefen Nacht. Abends waren sie heiser, so viel gab es anzuordnen, zu treiben, zu schelten.

So bemerkten sie beide nicht, wie zwischen Rudi und Maduma der Ton sich änderte!

Aus der Schule entwich das Kind noch immer flüchtig wie eine Eidechse, als schämte sie sich ihres Gehorsams. Aber wenn die Jungens aus ihren Spiegeln die Sonne blitzen ließen, Morsen und Morsenlesen übten, war sie plötzlich da, wie ein Tier aus dem Wald heraus, stand hinter Rudi, griff plötzlich zu, wo ein Griff nötig war; immer mit dem Schleier strengen Ernstes über Mund und Augen, ohne den Rudi sie nie gesehen hatte. Ganz selten, wenn das heliographische Lesen und Schreiben gelang, kam ängstlich ein Strahl Freude durch diesen Schleier. Einmal griff sie falsch zu — sie hatte nur gute Absichten, hatte helfen wollen, aber ein großes Unglück geschah! Sie stieß an das Stativ, es rutschte, sie wollte zugleich mit Rudi den Spiegel fassen, aber beider Hände stießen in der Luft gegeneinander, und da lag die Herrlichkeit zersplittert am Boden!

„Marsch nach Haus!"

Rudi zeigte ihr mit ausgestrecktem Finger den Weg. Maduma weinte nicht, sie weinte nie, und einen Weißen um etwas bitten, gar um Verzeihung bitten — das hätte sie um alles Glück nicht getan. Aber wo eben noch, wie Sonne durch Wolken, ein Lächeln versucht hatte, ihr dunkles Kindergesicht zu erhellen, da lag jetzt tiefe Hoffnungslosigkeit.

Einen Blick noch auf den zornigen Rudi — dann . . .

„Laß sie, hoher Herr!" bat Muhmadi. „Maduma war nicht böse!"

„Ich bin unerbittlich!"

„Hoher Herr!"

„Befehl ist Befehl!"

Als Maduma gegangen war, mit leidbeschwerten Schultern und kleineren Schritten, als sie sonst tat, kam Muhmadi in demütiger Haltung heran.

„Du bist des großen Herrn und der großen Mamma Sohn, hoher Herr! Aber darf ich nicht auch dein Raffiki sein?"

„Natürlich, du bist mein bester Freund!"

„Willst du Maduma jetzt gleich, ganz schnell, zurückrufen?"

„Du bist verrückt!"

„Also jetzt sind wir noch Riffiki eine kleine Weile, gar nicht Diener und Herr?" fragte Muhmadi, ganz bös, die dicken Lippen aufgeworfen, die Zähne offen und beide Fäuste schon geballt. Es war kein Zweifel, wie er diesmal Freundschaft verstand. Rudi stand sofort in Positur. . . .

Dann bekamen die Vögel, Eidechsen und Erdferkel, die Affen und Meerkatzen etwas zu sehn, ein unvergeßliches Schauspiel! So schön und unvergeßlich fast wie den seltenen Kampf zweier Elefantenbullen.

Muhmadis Faust prallte gegen Rudis Gesicht, aber der fing den Schlag mit der Stirn auf, warf beide Arme um den Schwarzen, hatte Untergriff, als Muhmadis zweiter Stoß saß, richtig auf der Nase! Jetzt floß das erste Blut, und es wurde nicht mehr gerungen. Jetzt boxte Rudi auch, kam Muhmadis Nase an die Reihe. Sie schlugen beide, ohne an Parade zu denken, aufeinander ein wie unten beim Duka-Bau die Hämmer auf Nägel und Holz.

Kein Wort, kein Ton kam heraus, Rudis Gesicht war weiß, Muhmadis Gesicht schmutzig grau. Sie atmeten kurz und bissig, ihr Kampf tobte auf dem Boden weiter, aus dem Boxen wurde abermals Ringen, sie schlugen sich mit dem Schädel an Baumstämme, daß es schwarz vor ihren verschwollenen Augen wallte.

„Hab ich dich, Raffiki!"

Unten lag Muhmadi, auf ihm kniete Rudi, das Blut aus seiner Nase lief Muhmadi in den keuchenden Mund.

„Bist du besiegt?"

Wenn Rudi auch viel, viel stärker war — des mächtigen Schukrin kerniger Bub — Muhmadi war biegsam, als hätte er keine Knochen!

Eine Sekunde, Rudi glaubte noch, auf ihm zu knien, da saß Muhmadi ihm im Nacken, warf die ganze Wucht seines Körpers auf ihn, stieß Rudis Gesicht in die Erde. Er hatte sein Haar in einer Faust und trommelte mit der andern. Dann lag Muhmadi wieder unten.

Es wurde keiner Herr, sie rauften und tobten zur Lust des Urwald-Publikums, bis ihnen beiden der Atem ausging. Dann saßen sie schnaufend nebeneinander, rieben und befühlten sich die blutverkrusteten Lippen, hinkten Seite an Seite zum Bach, der aus des Meru Höhen eiskalt herab kam und Schukrins Brunnen speiste.

Dort wuschen und kühlten sie lange, saugten Wasser in die Nasen und hielten die Köpfe zum Himmel, um das Blut zum Stocken zu bringen. Sie lagen nebeneinander auf dem Bauch und tranken aus hohlen Händen, tief, mit Genuß, das Bergwasser; sie fühlten sich zum Verbrennen heiß, vom Mund bis zu den Füßen innen und außen. Zuletzt hockten sie trotz Beulen und Blasen ruhig auf der harten Rinde eines gefällten Baumes, sahen wieder einmal zu, wie in tausendfach wechselnden Tinten ganz rasch der Tag zur Nacht wurde. Vom Missionshaus her klang das Glöckchen, das den Arbeitern Feierabend und allen Hungrigen Tschakulla verkündete. Rudi mußte pünktlich erscheinen, die Mahlzeit war Dienst, — vorher mußte er heimlich, in aller Eile, Khakihemd und Hosen wechseln.

„Qua heri, hoher Herr!"

Muhmadi stand aufrecht vor ihm, die Hand zum höflichen „Salaam" an der Stirn.

„Darf Maduma morgen wieder kommen?"

„Natürlich darf sie! Qua heri Freund!"

Sie schüttelten sich die Hände, trennten sich, mit Beulen und Wunden geziert, für eine kurze Nacht; Herr und Diener vor der Welt, aber fürs Leben einander hoch achtende Freunde.

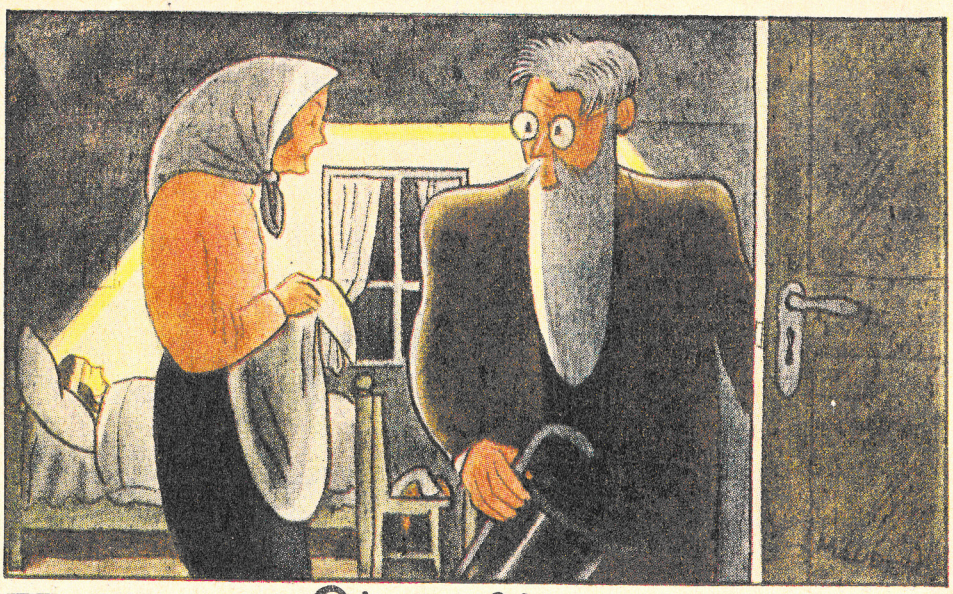
„Junge, wie siehst du aus!" rief der Vater, obwohl Rudi in frisch geplättetem Khakihemd, das sogar ein bunter Schlips wie am Sonntag zierte, blanker und sauberer als je war. Eins seiner Augen war ganz geschlossen, durch das andere blinzelte er dürftig; an heiße Suppe durfte er nicht denken, so wund und verschorft waren die Lippen.

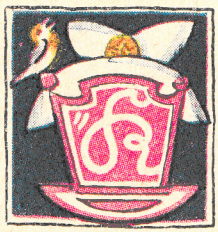
„Um Gottes Willen!" schrie die hohe Mamma.

„Wenn du erlaubst, Papa, erzähle ich nichts davon. Aber der eine Spiegel ist leider kaputt, Papa".

Dr. Schukrin, der vor gar nicht langer Zeit, kaum fünfzig Jahren, auch ein Junge gewesen, war zwar neugierig, wie Muhmadis Gesicht aussehen mochte. Aber er drängte sein Vertrauen nicht auf und sagte nur:

„Natürlich bekommt ihr einen anderen Spiegel!" (Fortsetzung folgt.)





Das Wunderkind

Ein Märchen von Lo Bergner

eine Rettung"
sagt der alte Armenarzt, und schüttelt den zottigen grauen Kopf . . „keine Rettung —"

Die Augen der jungen Frau saugen sich mit ihren Blicken gleichsam fest an den Lippen des alten Mannes, der so unumwunden die trostlosesten Worte spricht, die je ihr Ohr vernommen und die wie Hammerschläge in ihre wunde Seele fallen. Der Arzt fühlt den Blick, und das jähe Mitleid veranlaßt ihn zu sagen:

„Wenn das Kind nur eine Nacht schlafen möchte, dann . . . ."

Mit diesem hoffnungsspendenden Wort läßt er die arme junge Mutter allein. Die Tür fällt hinter ihm ins Schloß, und die einsame Frau geht tiefgebückt zum Fenster. Kaum daß ihre zitternden Füße sie tragen. Ihr Kopf ist schwer von den vielen Nachtwachen, und ihr Herz ist noch schwerer von Kummer und Leid . . . Was da im Bettchen liegt, fiebergeschüttelt, ist das einzige, was sie auf der Welt besitzt . . . ihr Lebensinhalt. Sie lehnt den Kopf gegen die kalte Scheibe und blickt hinunter auf die verschneiten Dächer und die schmale gewundene Straße. Die Dämmerung schleicht durch die kleine Gasse . . . . lautlos kriecht sie an den Häusern empor bis zu den engen Giebeln.

Es beginnt zu schneien. Müde taumeln die schweigenden Flocken herab. Weißen Schmetterlingen gleich setzen sie sich auf das Fensterbrett in sekundenlanger Daseinsherrlichkeit.

Ein Fenster nach dem andern wird hell . . es ist als schlügen Augen auf, die warm und mitleidig zu der einsam Harrenden heraufblickten.

So verharrt die arme Mutter regungslos mit verkrampften Händen, zitternd vor Kälte. Wie lange . . . sie weiß es nicht. Es ist ganz dunkel geworden, als sie sich umwendet und zu dem kleinen Bettchen zurückkehrt. Ganz langsam und schwer ist ihr Schritt, gleichsam zögernd. Sie wagt es nicht, ihr kleines Kind anzusehen, und sie tut es doch, einem inneren Zwange folgend, und zwei stumme Tränen fallen in ihren Schoß.

Nun sitzt sie stumpf neben dem Lager des fiebernden Kindes, unablässig auf die ruhelos greifenden kleinen Hände auf der düsteren Bettdecke starrend, und weint still und regungslos vor sich hin.

Mitternacht . . . .

Die kleine geschnitzte Pendeluhr an der Wand mit den bronzierten Gewichten holt ächzend zum Schlage aus. Zwölf zitternde, bescheidene Klänge, als wenn man auf zersprungenes Porzellan schlüge.

Das größere Gewicht fällt dumpf auf die Dielen auf. Die Uhr war vergessen worden auf-

zuziehen. Es ist bitterlich kalt im Zimmer. Die einsam Wartende schauert zusammen.

Da geht die Tür auf, eine bleiche Frau mit einem langen grauen Gewand tritt lautlos ins Zimmer.

Die junge Frau hebt den Kopf . . . .

„Wer bist Du? . . . ."

Die Fremde setzt sich an das Kopfende des Bettchens, so daß sie der jungen Mutter ins Auge sehen kann, und erwidert . . . .

„Man hat mich verlacht und verstoßen . . ."

Zum zweiten Male fragt bang die Mutter . . .

„Wer bist Du? . . . ."

„Ich komme zu Menschen, die in Not und Verzweiflung sind."

Und zum dritten Male . . . .

„Wer bist Du? . . . ."

Da schlägt die bleiche Frau das Tuch, das grau ist wie ihr Gewand, und das sie über den Kopf trägt, zurück, und ein paar unendlich gütige Augen schauen auf die Fragerin.

„Ich bin das Wiegenlied . . . ."

Das klingt wie eine tiefe weiche Glocke.

„Ich bin zu Dir gekommen, weil Du in Not bist . . . . ich will Dein kleines Kind retten."

Und es ist, als klängen die trockenen, trostleeren Worte des alten Armenarztes durch die kalte Stube . . . .

„Wenn das Kind nur eine Nacht schlafen möchte, dann . . . ."

Aber die junge Mutter schaut auf das Kind, das sich fiebernd in seinen Kissen wälzt, und schüttelt, zu mutlos um glauben zu können, das müde Haupt.

Da hebt die stille bleiche Frau mit den klaren Märchenaugen zu singen an . . . . eine kleine, ganz schlichte, ganz einfache Melodie. Aber es ist als ginge ein wunderlicher Hauch durch die Stube.

Die junge Mutter starrt wie gebannt auf die fremde Frau.

Es ist mit einem Male nicht mehr kalt im Zimmer und gar nicht mehr trostlos.

Gleich grauen Nebelschleiern schwebt es durch den Raum, gleichwie mit sanften Händen streicht es über das wehe Herz der armen einsamen Frau, deren Tränen aufgehört haben zu fließen, und die kleinen Fieberhände des Kindes werden immer ruhiger . . . . immer ruhiger.

Langsam, ganz langsam senken sich die langen Wimpern auf die Bäcklein herab, den kleinen Mund umspielt ein Lächeln.

Das ist der Zauber des Wiegenliedes! . . .

Das Sandmännchen ist durchs Zimmer gehuscht auf lautlosen grauen Schuhen, und hauchfeine winzige Traumelflein hocken auf dem Bettrand. Die junge Mutter starrt auf das Wunder der Nacht und faltet die Hände.

Das hatte man verbannt aus den Häusern der Armen . . . verlacht in den Häusern der Reichen . . . dieses wundertätige, zaubermächtige Wiegenlied . . . sie senkt beschämt den Kopf und lauscht ergriffen . . . erschüttert durch die innige Schlichtheit . . . und durch ihre Seele klingen die Worte nach . . .

„Man hat mich verlacht und verstoßen . . . ich komme zu Menschen, die in Not und Verzweiflung sind . . . ich bin das Wiegenlied . . ."

„Gesegnet seist Du . . ." murmelt die junge Mutter, gesegnet in Ewigkeit . . . Amen . . ."

Sie sinkt in die Knie, legt die Stirn auf den Bettrand und singt mit gefalteten Händen mit. Alle Saiten ihrer Seele klingen . . .

Sie singt ihr Kind in den Schlaf . . . singt es ins Leben zurück.

Der junge Tag wirft zaghaft vorüberhuschend eine Handvoll grauer Lichter ins Zimmer. Da fassen sich die Traumelflein bei den Händen und verstecken sich bis zur nächsten Nacht in der dunkelsten Ecke des Zimmers.

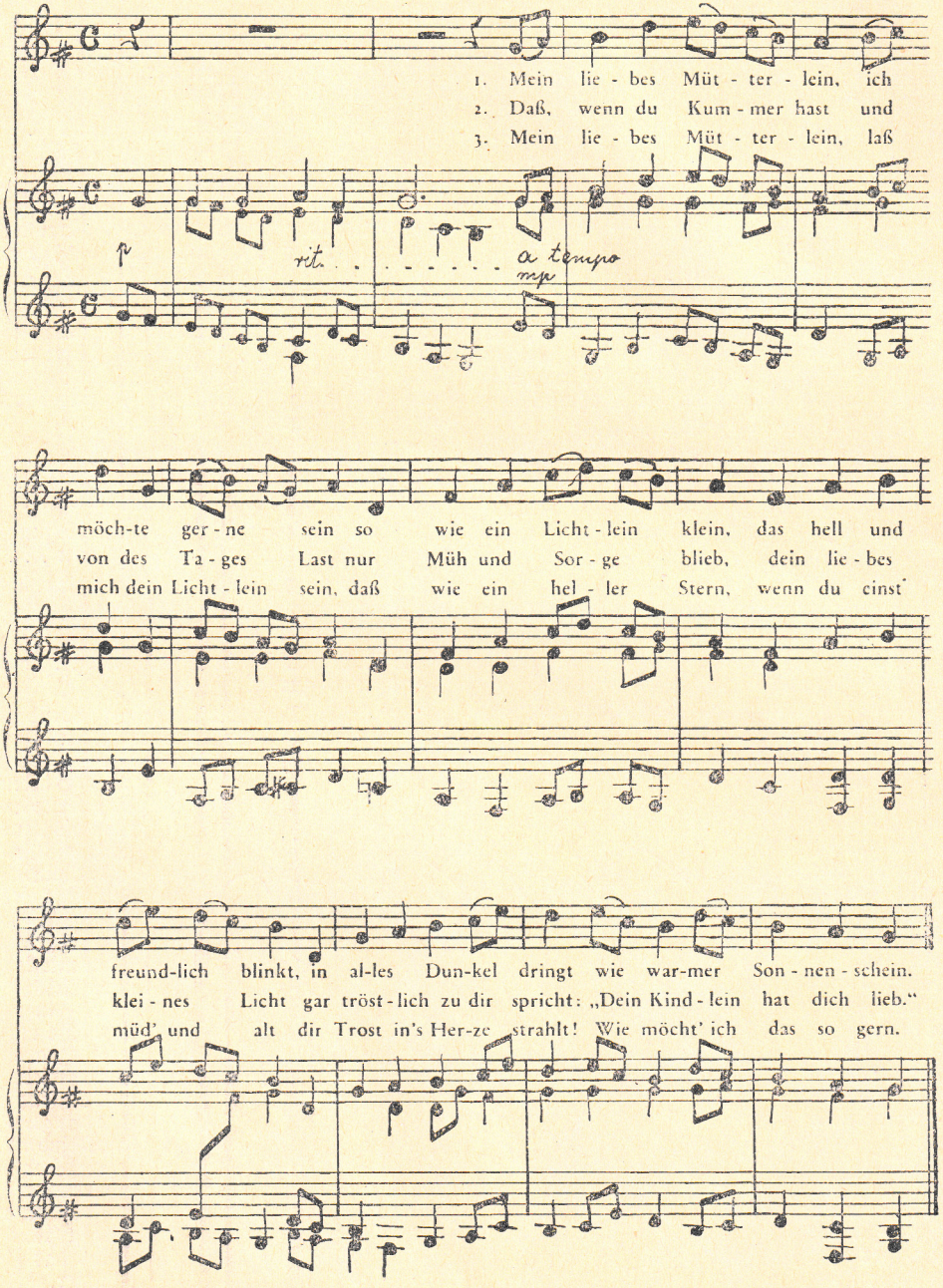
Und die graue Frau mit den unendlich gütigen Augen steht leise auf, legt ihr graues Tuch wieder um das Haupt, küßt das genesende Kind auf die schlummernden Augen und verläßt lautlos das Zimmer.

Lieb Mütterlein

A. Wette

Gemächlich

G. Fauck, W. 11 Nr. 7



Der Briefmarken-Sammler

Muttertag des Briefmarkensammlers

Dem Begriff der zärtlichen und fürsorglichen Mutterliebe, den man neuerdings des öfteren in der Öffentlichkeit dankbar ehrt, wie z. B. am Muttertag, begegnet auch der Briefmarkensammler zuweilen in seinem Album. Bilden doch Darstellungen der Mütterlichkeit ein beliebtes und meist sehr hübsch wirkendes Briefmarkenmotiv.

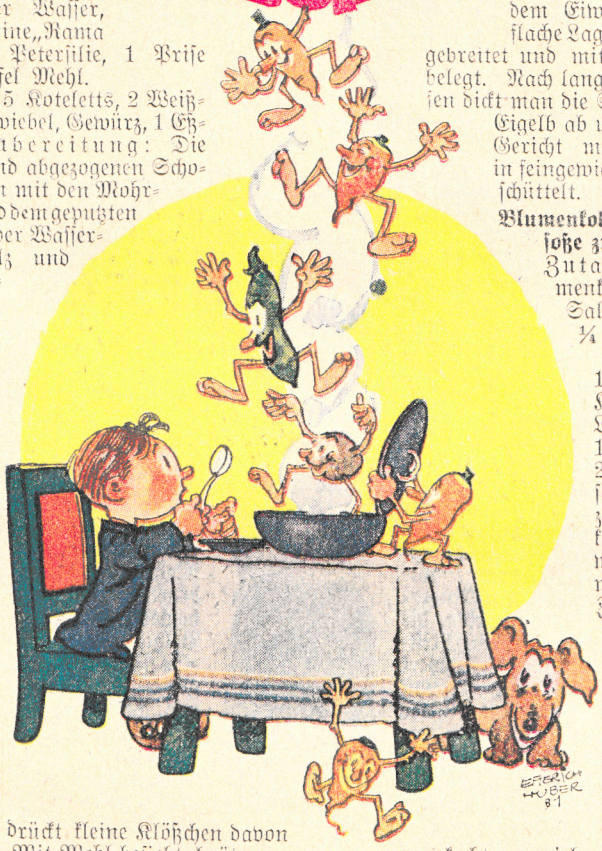
Da finden wir zunächst mehrere Bilder der Mutter Maria, die das Jesuskind im Arm oder auf dem Schoß hält, wie sie beispielsweise 1920 in Bayern und Liechtenstein und 1921 in Ungarn mit einer besonders schönen Darstellung der Gottesmutter als der Schutzheiligen des Landes erschienen sind. Die Postverwaltung von Peru verausgabte 1930 zum panamerikanischen Kinderkongreß besondere Gedenkmarken, die ebenfalls die Madonna mit dem Christkind zeigen. Ein berühmtes Bildwerk dieser Art kennt der Sammler von Marken des Saargebiets: die Mutter Maria in der Holzschnitzerei von Blieskastel aus dem 12. Jahrhundert, die 500 Jahre lang in einem Kloster an der Mosel aufbewahrt und später nach der Saar gebracht wurde, wo sie noch heute von frommen Pilgern besucht wird. Auf Wohltätigkeitsmarken des Saargebiets finden sich auch noch andere mütterliche Gruppen, darunter die Wiedergabe eines Gemäldes des großen italienischen Malers Raffael.

Eine ungewöhnlich hübsche Darstellung der Mütterlichkeit trägt eine der österreichischen Wohlfahrtsmarken des Jahres 1924, eine junge Mutter, von drei niedlichen Rangen umgeben. Ähnliche Gruppenbilder aus dem Familienleben trifft man noch mehrfach in der gut gefüllten Markensammlung an. So zeigt die Ausgabe 1920 von Lettland, wie die Mutter Latvija (d. h. Lettland) mit ihren beiden Töchtern Kurland und Livland die dritte zurückkehrende Tochter Lettgallen (welches Gebiet erst 1920 von den Bolschewisten befreit wurde) mit offenen Armen aufnimmt — also zugleich ein Bild zur neueren Geschichte. Auf drei Marken der Tschechoslowakei zugunsten von Waisenkindern sehen wir die Mutter Republik mit einem schutzsuchenden Kinde, auf einer ungarischen Marke eine Mutter an der Wiege, in der der Sprößling schlummert, auf einer Ausgabe von Aserbeidschan (Asien) zum Besten der Hungernden im Wolgagebiet eine Bäuerin mit ihren bettelnden Kindern. Frohere Stimmung strahlt eine Marke Ungarns aus, auf der Mutter und Kinder freudig den Vater begrüßen, der endlich aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt ist.

Auch in anderen Erdteilen sind Postmarken herausgegeben worden, die die Mutterschaft zum Gegenstand haben. In Amerika ist Mexiko zu erwähnen, wo eine Mutter mit einem Säugling auf postalischen Wertzeichen abgebildet wurde. Die portugiesische Kolonie Mozambique in Afrika hat wiederholt Wohltätigkeitsmarken geschaffen, auf denen man Mütter mit ihren Kindern bemerkt. Auf einer drolligen Marke von Belgisch-Kongo ist sogar zu sehen, wie eine schwarze Mutter ihr Negerbaby gegen Pocken impfen läßt! Endlich sei noch auf einige mütterliche Bilder auf Markenausgaben der letzten Zeit hingewiesen. Im Dezember 1930 fand in Rumänien eine Volkszählung statt, aus welchem Anlaß besondere Briefmarken gedruckt wurden; auf ihnen schreitet eine Bäuerin durch ein Kornfeld, ihr Kind auf dem Arm und den Zählungszettel in der Hand. Schließlich schuf Italien im vergangenen Jahr zum 2000. Geburtstag seines großen Dichters Virgil eine Reihe Erinnerungsmarken, mit denen wir gleichzeitig ein wenig Latein lernen können. Der Wert zu 75 Centesimi enthält wiederum ein Bild zärtlicher Mutterliebe — eine Bäuerin mit ihren nackten Kindern — und darunter ein Zitat aus den Werken Virgils: Interea dulces pendent circum oscula nati", d. h. Unterdessen hängen die lieblichen Kinder an ihren Küssen. Alle diese Beispiele, zeigen uns, daß auch der aufmerksame Markenfreund in seiner Art den Muttertag feiern kann.

M. Büttner

KOCH-Rezepte



Allerleigemüse mit gefüllten Schweinekoteletts

Zutaten: ½ Pfd. Schoten, 1 Pfd. Mohrrüben, ½ Pfd. Kartoffeln, ½ Pfd. Bruchspargel, ½ Liter Wasser, Salz, 60 g Margarine „Rama im Blauband", Petersilie, 1 Prise Zucker, 1 Teelöffel Mehl. Zur Beilage: 5 Koteletts, 2 Weißbrötchen, 1 Ei, Zwiebel, Gewürz, 1 Eßlöffel Mehl. Zubereitung: Die Schotenkörner und abgezogenen Schotenschalen werden mit den Mohrrübenwürfeln und dem geputzten Bruchspargel in der Wassermenge mit Salz und „Rama im Blauband" halbweich gedämpft, bevor man die Kartoffelwürfel zum Garkochen zusetzt. Mit Zucker und gewiegter Petersilie versehen, dickt man die Soße mit dem angequirlten Mehl. Die Koteletts klopft man mit Vertiefungen und bestreut sie mit Gewürz. Die eingeweichten, ausgedrückten Weißbrötchen mischt man mit gehackter Zwiebel, Ei, Gewürz, Mehl und drückt kleine Klößchen davon in die Koteletts. Mit Mehl besiebt, brät man sie in reichlicher „Rama im Blauband" erst auf der gefüllten Seite und wendet sie dann.

Mischgemüse mit Fleisch und Kartoffelkranz

Zutaten: 1 Pfd. grüne Bohnen, 1 Pfd. Mohrrüben, ½ Liter Wasser, 50 g Margarine „Rama im Blauband", ½ Pfd. Tomaten, ½ Pfd. Hackfleisch, Zwiebel, Gewürz, 1 Ei, 1 Teelöffel Mehl 1 Pfd. Kartoffeln, Petersilie. Zubereitung: Die gebrochenen Bohnen und Mohrrübenscheiben dünstet man in Wasser mit „Rama im Blauband" und Salz. Das Hackfleisch wird mit den Zutaten und dem Eiweiß gemischt als flache Lage über das Gemüse gebreitet und mit Tomatenscheiben belegt. Nach langsamem Gardämpfen dickt man die Soße, zieht sie mit Eigelb ab und umkränzt das Gericht mit Salzkartoffeln, in feingewiegter Petersilie geschüttelt.

Blumenkohl mit Kräutersoße zu Leberbratlingen

Zutaten: 1 Kopf Blumenkohl, 2½ l Wasser, Salz, 1 Eßlöffel Mehl, ¼ l Gemüsewasser, 1/8 l süße Sahne, 1 Eßlöffel gewiegte Kräuter, ½ Pfd. Leber, 4 Kartoffeln, 1 Teelöffel Kapern, 2 Eßl. Semmelbrösel, 1–2 Eier, Mehl zusatz nach Feuchtigkeit der Leber, Gewürz, 1 Eßl. „Rama im Blauband". Zubereitung: Nach dem Dämpfen des Blumenkohls bereitet man von „Rama im Blauband", Mehl, Kohlrübe, Sahne, Kräutern die Soße. Aus roh gewiegter Leber, gekochten, geriebenen Kartoffeln und Zutaten formt man Bratlinge, die in siedender „Rama im Blauband" saftig durchbraten. Der Blumenkohl wird nach dem Heißhalten völlig abgetropft mit der heißen Kräutersoße überfüllt u. mit den Leberbratlingen umgeben.

Margarine
Rama im Blauband

Beim Einkauf von Margarine „Rama im Blauband" erhält man umsonst jede Woche die Jugendschrift **„Rama im Blauband Woche"**.

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Portoauslagen von 5 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar erhältlich von **„Rama im Blauband Woche"**, Berlin C 2, Union-Haus, Burgstraße.

Verlag: Lintas G. m. b. H., Berlin. Verantwortlicher Redakteur: Otto Heinz Palm, Berlin-Mahlsdorf. Druck: Richard Petersen, Hannover-Linden.